EL I A S C A N E T TI: D I E G E R E T T E T E Z U N G E.

G E S C H I C H T E E I N E R J U G E ND

FTb 1979

Die Zaubersprache. Das Feuer

30

Das größte Reinemachen im Haus kam vor Pessach, Ostern.

Da wurde alles drunter und drüber gerückt, nichts blieb am

selben Fleck und da das Reinemachen früh begann, es dauerte,

glaube ich, gegen zwei Wochen, war das die Zeit der größten

Unordnung. Niemand hatte Zeit für einen, immer war man

jemandem im Weg und wurde auf die Seite geschoben oder

weggeschickt, und auch in die Küche, wo die interessantesten

Dinge vorbereitet wurden, durfte man höchstens einen kurzen

Blick werfen. Ich hatte die braunen Eier am liebsten, die

tagelang in Kaffee gekocht wurden.

Für den **Seder-Abend** wurde der lange Tisch im Wohnzimmer

aufgestellt und hergerichtet und vielleicht mußte das Zimmer

für diese Gelegenheit so lang sein, der Tisch faßte sehr viel

Gäste. Die ganze Familie war für den Seder-Abend versammelt,

der in unserem Hause gefeiert wurde. Es war Sitte, zwei,

drei fremde Leute von der Straße hereinzuholen, die an die

Festtafel gesetzt wurden und an allem teilnahmen.

Am obersten Ende saß der Großvater und las die **Haggadah**,

die Geschichte vom Auszug der Juden aus Ägypten. Es war

sein stolzester Augenblick: nicht nur war er über seine Söhne

und Schwiegersöhne gesetzt, die ihm Ehre erwiesen und seine

Anweisungen alle befolgten, er, der Älteste, mit seinem scharfen

Raubvogelkopf, war auch der Feurigste von allen, nichts

entging ihm, während er im Singsang las, bemerkte er die

geringste Bewegung, jeden kleinsten Vorgang am Tisch und

sah durch einen Blick oder durch eine leichte Handbewegung

nach dem Rechten. Es war alles sehr warm und dicht, die

Atmosphäre einer uralten Erzählung, in der alles genau vorgebildet

war und seine Stelle hatte. An den Seder-Abenden

bewunderte ich den Großvater sehr, und auch seine Söhne, die

es mit ihm nicht leicht hatten, schienen gehoben und heiter.

Als der Jüngste hatte ich meine eigene, nicht unwichtige

Funktion, ich mußte das »Ma-nischtanah« sagen. Die Erzäh-

30/31

lung vom Auszug aus Ägypten ist eingekleidet i n die Frage

nach dem Anlaß des Festes. Der jüngste der Anwesenden fragt

gleich zu Beginn, was diese Vorrichtungen alle bedeuten: das

ungesäuerte Brot, die bitteren Kräuter und die anderen ungewohnten

Dinge auf der Tafel. Der Erzähler, in diesem Falle der

Großvater, beantwortete die Frage des Jüngsten mit der ausführlichen

Geschichte des Auszuges aus Ägypten. Ohne

meine Frage, die ich auswendig hersagte, wobei ich das Buch

in der Hand hielt und mich stellte, als ob ich lese, konnte die

Erzählung nicht beginnen. Ihre Einzelheiten waren mir bekannt,

man hatte sie mir oft erklärt, aber mich verließ während

der ganzen Verlesung nicht das Gefühl, daß der Großvater mir

auf meine Frage antwortete. So war es auch für mich ein

großer Abend, ich kam mir wichtig, ja unentbehrlich vor, es

war ein Glück, daß es keinen jüngeren Vetter gab, der mich

von dieser Stelle verdrängt hätte.

Aber obwohl ich jedem Wort und jeder Bewegung des Großvaters

folgte, freute ich mich während der ganzen Dauer der

Verlesung auf das Ende. Denn da kam das Schönste: die

Männer standen alle plötzlich auf und tanzten ein wenig

umher und sangen tanzend zusammen »Had gadja, had gadja« ‒

»Ein Lämmlein, ein Lämmlein«. Das war ein lustiges Lied und

ich kannte es schon gut, aber es gehörte dazu, daß ein Onkel

mich zu sich heranwinkte, sobald es zu Ende war, und mir jede

einzelne Zeile davon ins Spanische übersetzte.

Wenn der Vater vom Geschäft nach Hause kam, sprach er

gleich mit der Mutter. Sie liebten sich sehr in dieser Zeit und

hatten eine eigene Sprache unter sich, die ich nicht verstand, sie

sprachen **deutsch, die Sprache ihrer glücklichen Schulzeit in**

**Wien.** Am liebsten sprachen sie vom Burgtheater, da hatten

sie, noch bevor sie sich kannten, dieselben Stücke und dieselben

Schauspieler gesehen und kamen mit ihren Erinnerungen

darüber nie zu Ende. Später erfuhr ich, daß sie sich

unter solchen Gesprächen ineinander verliebt hatten, und

während sie einzeln nicht imstande gewesen waren, den

Traum vom Theater wahrzumachen ‒ beide wären für ihr

Leben gern Schauspieler geworden ‒, gelang es ihnen zusammen,

die Heirat durchzusetzen, gegen die es viele Widerstände

gab.

31/32

Der Großvater A r d i t t i, aus einer der ältesten und wohlhabendsten

Spaniolen-Familie in Bulgarien, widersetzte sich

einer Ehe seiner Jüngsten, die seine Lieblingstochter war, mit

dem Sohn eines Emporkömmlings aus **Adrianopel[[1]](#footnote-1)**. Der

Großvater Canetti hatte sich selbst heraufgearbeitet, von einem

betrogenen Waisenkind, das jung auf die Straße gesetzt

wurde, hatte er es zwar zu Wohlstand gebracht, aber in den

Augen des anderen Großvaters blieb er ein Komödiant und ein

Lügner. »Es mentiroso« - »Er ist ein Lügner«, hörte ich ihn

einmal noch selber sagen, als er nicht wußte, daß ich zuhörte.

Der Großvater Canetti hielt sich aber über den Hochmut der

Ardittis auf, die auf ihn herabsahen. Sein Sohn konnte jedes

Mädchen zur Frau haben und es schien ihm eine überflüssige

Demütigung, daß er die Tochter gerade dieses Ardittis heiraten

solle. So hielten meine Eltern ihre Verbindung erst geheim

und nur allmählich, mit größter Zähigkeit und unter der

tätigen Hilfe ihrer älteren Geschwister und gutgesinnter Verwandter,

gelang es ihnen, der Erfüllung ihres Wunsches näherzukommen.

Schließlich gaben die beiden Alten nach, aber

eine Spannung zwischen ihnen blieb immer bestehen und sie

konnten sich nie leiden. In der geheimen Zeit hatten die jungen

Leute ihre Liebe unaufhörlich durch deutsche Gespräche genährt,

und man kann sich denken, wie viele Bühnenliebespaare

dabei eine Rolle spielten.

Ich hatte also guten Grund, mich ausgeschlossen zu fühlen,

wenn die Eltern mit ihren Gesprächen anfingen. Sie wurden

überaus lebhaft und lustig dabei und ich verband diese Verwandlung,

die ich wohl bemerkte, mit dem Klang der deutschen

Sprache. Ich hörte ihnen mit der größten Anspannung

zu und fragte sie dann, was dies oder jenes bedeute. Sie lachten

und sagten, es sei zu früh für mich, das seien Dinge, die ich erst

später verstehen könne. Es war schon viel, daß sie mir das

Wort *Wien* preisgaben, das einzige**. Ich glaubte, daß es sich**

**um wunderbare Dinge handeln müsse, die man nur in dieser**

**Sprache sagen könne. Wenn ich lange vergeblich gebettelt**

**hatte, lief ich zornig davon, in ein anderes Zimmer, das selten**

**benutzt wurde, und sagte mir die Sätze, die ich von ihnen**

**gehört hatte, her, im genauen Tonfall, wie Zauberformeln**, ich

übte sie oft für mich, und sobald ich allein war, ließ ich alle

Sätze oder auch einzelne Worte, die ich eingelernt hatte,

hintereinander los, so rasch, daß mich sicher niemand verstan-

32

den hätte. Ich hütete mich aber davor, die Eltern das je merken

zu lassen, und erwiderte ihr Geheimnis mit meinem.

Ich fand heraus, daß der Vater einen Namen für die Mutter

hatte, den er nur gebrauchte, wenn sie deutsch sprachen. Sie

hieß Mathilde und er nannte sie Mädi. Einmal stand ich im

Garten, verstellte so gut ich es vermochte, meine Stimme und

rief laut ins Haus hinein: »Mädi! Mädi!« So rief sie der Vater

vom Gartenhof aus, wenn er nach Hause kam. Dann rannte ich

rasch ums Haus herum davon und erschien erst nach einer

Weile wieder mit unschuldiger Miene. Da stand die Mutter

ratlos und fragte mich, ob ich den Vater gesehen hätte. **Es war**

**ein Triumph für mich, daß sie meine Stimme für die des Vaters**

**gehalten hatte, und ich hatte die Kraft, die Sache, die sie ihm als**

**unbegreiflich gleich nach seiner Heimkehr erzählte, für mich**

**zu behalten.**

Es fiel ihnen nicht ein, mich zu verdächtigen, aber unter den

vielen heftigen Wünschen dieser Zeit blieb es für mich der

heftigste, ihre geheime Sprache zu verstehen. Ich kann nicht

erklären, warum ich dem Vater nicht eigentlich dafür grollte.

Wohl aber bewahrte ich einen tiefen Groll gegen die Mutter

und er verging erst, als sie mir Jahre später, nach seinem Tod,

selber deutsch beibrachte.

Eines Tages war der Gartenhof voller Rauch, einige unserer

Mädchen liefen auf die Straße und kamen bald aufgeregt

zurück, mit der Nachricht, daß ein Haus in der Nachbarschaft

brenne. Es stehe schon ganz in Flammen, es brenne ganz

herunter. Gleich leerten sich die drei Häuser um unseren Hof

und mit Ausnahme der Großmutter, die sich nie von ihrem

Sofa erhob, rannten alle Bewohner hinaus in die Richtung des

Feuers. Das geschah so rasch, daß man mich vergaß. Mir

wurde ein wenig bang so ganz allein, auch zog es mich selbst vielleicht

zum Feuer, vielleicht noch mehr in die Richtung, in

die ich alle laufen sah. Ich lief also zum offenen Hoftor hinaus

auf die Straße, die mir verboten war, und geriet in den eiligen

Strom der Menschen. Zum Glück sah ich bald zwei unserer

größeren Mädchen, und da sie um nichts in der Welt ihre

Richtung geändert hätten, nahmen sie mich in die Mitte und

zogen mich rasch fort. In einiger Entfernung vom Feuer

blieben sie stehen, vielleicht um mich nicht in Gefahr zu

33/34

bringen, und da sah ich zum erstenmal ein brennendes Haus.

Es war schon weit heruntergebrannt, Balken stürzten ein und

Funken sprühten. Es ging gegen Abend, es wurde allmählich

dunkel und das Feuer schien immer heller. Aber was mir weit

mehr Eindruck machte als das brennende Haus, waren die

Menschen, die sich darum bewegten. Sie sahen klein und

schwarz aus dieser Entfernung aus, es waren sehr viele und sie

rannten alle durcheinander. Manche blieben in der Nähe des

Hauses, manche entfernten sich und diese trugen alle etwas auf

dem Rücken. »Diebe!« sagten die Mädchen, »das sind Diebe!

Sie tragen Sachen aus dem Haus fort, bevor man sie erwischt!«

Sie waren darüber nicht weniger aufgeregt als über das Feuer,

und als sie immer wieder »Diebe!« riefen, teilte sich ihre

Aufregung mir mit. Unermüdlich waren die kleinen schwarzen

Figuren, tief gebückt bewegten sie sich in alle Richtungen

davon. Manche hatten Bündel über die Schultern geworfen,

andere liefen gebückt unter der Last eckiger Gegenstände, die

ich nicht erkennen konnte, und wenn ich fragte, was sie

trügen, wiederholten die Mädchen nur immer: »Diebe! Das

sind Diebe!«

**Dieser Anblick, der mir unvergeßlich blieb, ist mir später in**

**die Bilder eines Malers aufgegangen, so daß ich nicht mehr**

**sagen könnte, was ursprünglich war und was von ihnen dazu**

**kam.** Ich war neunzehn, als ich in Wien vor den Bildern

**Brueghel**s stand. Ich erkannte auf der Stelle die vielen kleinen

Menschen jenes Feuers aus der Kindheit. Die Bilder waren mir

so vertraut, als hätte ich mich immer unter ihnen bewegt. Ich

verspürte eine ungeheure Anziehung von ihnen und ging

täglich hin. Der Teil meines Lebens, der mit jenem Feuer

begann, setzte sich unmittelbar in diesen Bildern fort, als

wären keine fünfzehn Jahre dazwischen gelegen. Brueghel ist

mir der wichtigste Maler geworden, aber ich habe ihn mir

nicht wie vieles spätere durch Betrachtung oder Nachdenken

erworben. Ich habe ihn in mir vorgefunden, als hätte er schon

lange, sicher daß ich zu ihm kommen müsse, auf mich gewartet.

Kreuzottern und Buchstaben

Eine frühe Erinnerung spielt an einem See. Ich sehe den See,

der weit ist, ich sehe ihn durch Tränen. Wir stehen bei einem

Boot am Ufer, die Eltern und ein Mädchen, das mich an der

Hand hält. Die Eltern sagen, daß sie in diesem Boot auf dem

See fahren wollen. Ich suche mich loszureißen, um ins Boot zu

klettern, ich will mit, ich will mit, aber die Eltern sagen, ich

darf nicht mit, ich muß mit dem Mädchen, das mich an der

Hand hält, zurückbleiben. Ich weine, sie reden mir zu, ich

weine immer weiter. Das dauert lang, sie sind unerbittlich, ich

beiße das Mädchen, das mich nicht losläßt, in die Hand. Die

Eltern sind böse und lassen mich mit ihr zurück, aber jetzt als

Strafe. Sie entschwinden im Boot, ich schreie ihnen aus Leibeskräften

nach, jetzt sind sie weit weg, der See wird größer

und größer, alles verschwimmt in Tränen.

Es war der **Wörthersee**, ich war drei Jahre alt, das wurde mir

lange danach gesagt. Von Kronstadt in Siebenbürgen, wo wir

den nächsten Sommer verbrachten, sehe ich Wälder und einen

Berg, eine Burg und Häuser auf allen Seiten des Burghügels,

ich selber komme in diesem Bild nicht vor, wohl aber sind mir

Geschichten über Schlangen in Erinnerung geblieben, die der

Vater damals erzählte. Er war, bevor er nach Wien kam, in

Kronstadt in einem Pensionat gewesen. Da gab es viele Kreuzottern

in der Gegend, und die Bauern wollten sie loswerden.

Die Buben lernten, wie man sie fängt, und bekamen für einen

Sack mit toten Kreuzottern zwei Kreuzer. Der Vater zeigte

mir, wie man die Kreuzottern packt, gleich hinterm Kopf, so

daß sie einem nichts tun können, und wie man sie dann

totschlägt. Es sei leicht, sagte er, wenn man es einmal verstehe,

und gar nicht gefährlich. Ich bewunderte ihn sehr und wollte

wissen, ob sie denn im Sack auch wirklich ganz tot wären. Ich

befürchtete, daß sie sich tot stellten und plötzlich aus dem Sack

hervorschössen. Der war aber fest zugebunden, sagte er, und

tot mußten sie sein, sonst hätte man die zwei Kreuzer nicht

bekommen. **Ich glaubte nicht, daß etwas ganz tot sein**

**könnte.**

So verbrachten wir die Sommerferien gleich in drei Jahren

hintereinander an Orten der alten österreichisch-ungarischen

Monarchie, in Karlsbad, am Wörthersee und in Kronstadt.

Zwischen diesen drei weit auseinanderliegenden Punkten,

35

wenn man sie zu einem Dreieck verbindet, war ein guter Teil

der alten Monarchie enthalten.

Über den Einfluß Österreichs auf uns schon in dieser frühen

Rustschuker Zeit wäre viel zu sagen. Nicht nur waren beide

Eltern in Wien in die Schule gegangen, nicht nur sprachen sie

untereinander deutsch: der Vater las täglich die *Neue Freie*

*Presse*, es war ein großer Augenblick, wenn er sie langsam

auseinanderfaltete. Sobald er sie zu lesen begonnen hatte, hatte

er kein Auge mehr für mich, ich wußte, daß er dann auf keinen

Fall antwortete, auch die Mutter fragte ihn dann nichts, nicht

einmal auf deutsch. Ich versuchte herauszubekommen, was es

war, das ihn an der Zeitung so fesselte, anfangs dachte ich, es sei

der Geruch, und wenn ich allein war und mich niemand sah,

kletterte ich auf den Stuhl und roch begierig an der Zeitung.

Aber dann beobachtete ich, wie er den Kopf am Blatt entlang

bewegte und tat es ihm nach, hinter seinem Rücken, ohne das

Blatt vor Augen zu haben, das er auf dem Tisch zwischen

beiden Händen hielt, während ich hinter ihm auf dem Boden

spielte. Einmal rief ihn ein Besucher, der eingetreten war, an,

er drehte sich um und ertappte mich bei meinen imaginären

Lesebewegungen. Da sprach er zu mir, noch bevor er sich um

den Besucher kümmerte, und erklärte mir, daß es auf die

Buchstaben ankomme, viele kleine Buchstaben, auf die er mit

dem Finger klopfte. Bald würde ich sie selber lernen, sagte er,

und weckte in mir eine unstillbare Sehnsucht nach Buchstaben.

Ich wußte, daß die Zeitung von Wien kam, das war weit weg,

vier Tage fuhr man hin auf der Donau. Man sprach oft von

Verwandten, die nach Wien fuhren, um berühmte Ärzte zu

konsultieren. Die Namen der großen Spezialisten jener Tage

waren die allerersten Berühmtheiten, von denen ich als Kind

hörte. Als ich später nach Wien kam, war ich verwundert, daß

es all diese Namen: Lorenz, Schlesinger, Schnitzler, Neumann,

Hajek, Halban als Leute wirklich gab. Ich hatte nie

versucht, sie mir leiblich vorzustellen; woraus sie bestanden,

das waren ihre Aussprüche, und diese hatten ein solches

Gewicht, die Reise zu ihnen war so weit, die Veränderungen,

die ihre Aussprüche bei den Menschen meiner Umgebung

bewirkten, so umwälzend, daß sie etwas von Geistern annahmen,

die man fürchtet und um Hilfe anruft. Wenn man von

ihnen zurückkam, durfte man nur noch bestimmte Sachen

36/37

essen, und andere waren einem verboten. Ich stellte mir vor,

daß sie in einer eigenen Sprache redeten, die niemand verstand

und die man erraten mußte. Ich kam nicht auf den Gedanken,

daß es dieselbe Sprache war, die ich von den Eltern hörte und

heimlich, ohne sie zu verstehen, für mich übte.

**Es war oft von Sprachen die Rede, sieben oder acht verschiedene**

**wurden allein in unserer Stadt gesprochen, etwas davon**

**verstand jeder, nur die kleinen Mädchen, die von den Dörfern**

**kamen, konnten Bulgarisch allein und galten deshalb als**

**dumm.** Jeder zählte die Sprachen auf, die er kannte, es war

wichtig, viele von ihnen zu beherrschen, man konnte durch

ihre Kenntnis sich selbst oder anderen Menschen das Leben

retten.

In früheren Jahren trugen die Kaufleute, wenn sie auf Reisen

gingen, ihr ganzes Geld in Katzen um den Leib geschlungen.

So befuhren sie auch die Donaudampfer, und das war gefährlich.

Der Großvater meiner Mutter, als er sich auf dem Deck

schlafend stellte, überhörte[[2]](#footnote-2) zwei Männer, die auf griechisch

einen Mordplan besprachen. Sie wollten, sobald der Dampfer

sich der nächsten Stadt näherte, einen Kaufmann in seiner

Kabine überfallen und umbringen, seine schwere Geldkatze

rauben, die Leiche durch ein Kajütenfenster in die Donau

werfen und dann, wenn der Dampfer hielt, sofort das Schiff

verlassen. Mein Urgroßvater ging zum Kapitän und erzählte

ihm, was er auf griechisch gehört hatte. Der Kaufmann wurde

gewarnt, ein Mann der Besatzung verbarg sich heimlich in der

Kabine, andere wurden außen postiert, und als die beiden

Mordbuben an die Ausführung ihres Planes gingen, wurden

sie gepackt und im Hafen, wo sie sich mit ihrem Raub hatten

davonmachen wollen, in Ketten der Polizei übergeben. Das

kam also davon, daß man zum Beispiel Griechisch verstand,

und es gab noch viele andere erbauliche Sprachgeschichten.

37

Der Mordanschlag

Laurica, meine Cousine, und ich waren unzertrennliche Spielgefährten.

Sie war die jüngste Tochter der Tante Sophie vom

Nebenhaus, aber vier Jahre älter als ich. Der Gartenhof war

unsere Domäne. Laurica achtete darauf, daß ich nicht auf die

Straße lief, aber der Gartenhof war groß, und da durfte ich

37

überall hin, nur auf den Rand des Ziehbrunnens durfte ich

nicht klettern, da war ein Kind einmal hineingefallen und

ertrunken. Wir hatten viele Spiele und verstanden uns gut, es

war, als ob der Altersunterschied zwischen uns nicht bestünde.

Wir hatten gemeinsame Verstecke, die wir niemandem verrieten,

und hoben da kleine Gegenstände zusammen auf, und was

immer einer hatte, gehörte auch dem anderen. Wenn ich ein

Geschenk bekam, lief ich gleich damit davon und sagte: »Ich

muß es Laurica zeigen!« Wir berieten dann darüber, in welches

Versteck es käme, und stritten nie. Ich tat, was sie wollte, sie

tat, was ich wollte, wir liebten uns so, daß wir immer dasselbe

wollten. **Ich ließ sie nicht fühlen, daß sie bloß ein Mädchen und**

**ein jüngstes Kind war.** Seit der Geburt meines Bruders und seit

ich Hosen trug, war ich mir meiner Würde als ältester Sohn

sehr bewußt. Vielleicht half das dazu, den Altersunterschied

zwischen uns auszugleichen.

Dann kam Laurica in die Schule und blieb den Vormittag weg.

Sie ging mir sehr ab. Ich spielte allein und wartete auf sie, und

wenn sie nach Hause kam, fing ich sie gleich beim Tor ab und

fragte sie aus, was sie in der Schule getan hätte. Sie erzählte mir

davon, ich stellte es mir vor und sehnte mich danach, in die

Schule zu gehen, um mit ihr zu sein. Nach einiger Zeit kam sie

mit einem Schreibheft zurück, sie lernte lesen und schreiben.

Sie schlug es feierlich vor meinen Augen auf, es enthielt

Buchstaben in blauer Tinte, die mich mehr faszinierten als

alles, was ich je gesehen hatte. Aber als ich es berühren wollte,

wurde sie plötzlich ernst. Sie sagte, das dürfe ich nicht, das

dürfe nur sie, es sei ihr verboten, das Heft aus der Hand zu

geben. Ich war von dieser ersten Weigerung tief betroffen.

Aber alles, was ich unter zärtlichen Bitten von ihr erlangte,

war, daß ich mit Fingern auf Buchstaben zeigen durfte, ohne

sie zu berühren, dabei fragte ich, was sie bedeuten. Dieses eine

Mal antwortete sie mir und gab mir Auskunft, aber ich

merkte, daß sie nicht sicher war und sich widersprach, und da

ich über das Zurückhalten des Heftes gekränkt war, sagte ich:

»Du weißt es gar nicht! Du bist ein schlechter Schüler!«

Seither hielt sie die Hefte immer von mir fern. Sie hatte deren

bald viele, um jedes dieser Hefte beneidete ich sie, sie wußte es

wohl, und ein schreckliches Spiel begann. Sie veränderte sich

ganz und gar zu mir und ließ mich meine Kleinheit fühlen. Tag

für Tag ließ sie mich um die Hefte betteln, Tag für Tag

38/39

versagte sie sie mir. Sie verstand es, mich hinzuhalten und die

Quälerei zu verlängern. Ich wundere mich nicht, daß es zur

Katastrophe kam, wenn auch niemand die Form, die sie

annahm, vorausgesehen hätte.

Am Tag, den keiner in der Familie je vergaß, stand ich wie

immer beim Tor und wartete auf sie. »Laß mich die Schrift

sehen«, bettelte ich, kaum war sie erschienen. Sie sagte nichts,

ich wußte, jetzt ging es wieder los und niemand hätte uns in

diesem Augenblick voneinander trennen können. Sie legte das

Ranzel langsam ab, holte die Hefte langsam heraus, blätterte

langsam darin und hielt sie mir dann blitzrasch vor die Nase.

Ich griff danach, sie zog sie zurück und sprang davon. Aus der

Ferne hielt sie mir ein offenes Heft entgegen und rief: » Du bist

zu klein! Du bist zu klein! Du kannst noch nicht lesen!«

Ich versuchte sie zu fangen, rannte ihr überall hin nach, ich

bettelte, ich flehte um die Hefte. Manchmal ließ sie mich ganz

nah an sich herankommen, so daß ich die Hefte schon zu fassen

glaubte, und entzog sie und sich im letzten Augenblick. Durch

geschickte Manöver gelang es mir, sie in den Schatten einer

nicht sehr hohen Mauer zu jagen, von wo sie mir nicht mehr

entkommen konnte. Da hatte ich sie nun und schrie in höchster

Erregung: »Gib sie mir! Gib sie mir! Gib sie mir!«, womit

ich die Hefte wie die Schrift meinte, beides war für mich eins.

Sie hob die Arme mit den Heften hoch über den Kopf, sie war

viel größer als ich, und legte sie oben auf die Mauer hin. Ich

kam nicht hinauf, ich war zu klein, ich sprang und sprang und

japste, es war umsonst, sie stand daneben und lachte höhnisch.

Plötzlich ließ ich sie stehen und ging den langen Weg ums

Haus herum in den Küchenhof, um das Beil des Armeniers zu

holen, mit dem ich sie töten wollte.

Da lag das aufgeschichtete, zerhackte Holz, die Axt lag daneben,

der Armenier war nicht da, ich hob die Axt hoch und sie

gerade vor mir herhaltend, marschierte ich den langen Weg in

den Gartenhof zurück, **mit einem Mordgesang auf den Lippen,**

**den ich unaufhörlich wiederholte: »Agora vo matar a**

**Laurica! Agora vo matar a Laurica!«** - »Jetzt werde ich Laurica

töten! Jetzt werde ich Laurica töten!«

Als ich zurückkam und sie mich sah, das Beil in beiden Händen

vor mir hochhaltend, rannte sie kreischend davon. Sie

kreischte so laut, als hätte ich mit dem Beil schon zugeschlagen

und sie getroffen. Sie kreischte, ohne einmal abzusetzen, und

39

übertönte mit Leichtigkeit meinen Kriegsruf, den ich unaufhörlich,

entschlossen, aber nicht besonders laut, vor mich

hersagte: »Agora vo matar a Laurica!«

Der Großvater stürzte aus seinem Haus heraus, mit einem

Spazierstock bewaffnet, rannte auf mich zu, riß mir das Beil

aus der Hand und herrschte mich zornig an. Nun belebten sich

alle drei Häuser um den Gartenhof, aus jedem traten Leute, der

Vater war verreist, aber die Mutter war da, man trat zu einem

Familienrat zusammen und beriet über das mörderische Kind.

Ich konnte lange beteuern, daß Laurica mich bis aufs Blut

gepeinigt habe, daß ich mit fünf Jahren zur Axt gegriffen hatte,

um sie zu töten, war für alle unfaßbar, ja daß ich auch nur

imstande gewesen war, die schwere Axt so vor mir herzutragen.

Ich glaube, man begriff, daß es mir so sehr um die Schrift

zu tun war, es waren Juden, und die »Schrift« bedeutete ihnen

allen viel, aber es mußte etwas sehr Schlechtes und Gefährliches

in mir sein, das mich dazu bringen konnte, meine Spielgefährtin

ermorden zu wollen.

Ich wurde schwer gestraft, aber die Mutter, die selbst

sehr erschrocken war, tröstete mich doch und sagte: »Bald

wirst du selber lesen und schreiben lernen. Du mußt nicht

warten, bis du in der Schule bist. Du darfst es schon vorher

lernen.«

Den Zusammenhang meiner Mordabsicht mit dem Schicksal

des Armeniers erkannte niemand. Ich liebte ihn, seine traurigen

Lieder und Worte. Ich liebte das Beil, mit dem er Holz

hackte.

40

Ein Fluch auf die Reise

Die Beziehung zu Laurica brach aber nicht ganz ab. Sie

mißtraute mir und ging mir aus dem Weg, wenn sie aus der

Schule kam, und hütete sich wohl, ihr Ranzel vor mir auszupacken.

Ich hatte gar kein Interesse mehr an ihrer Schrift. Ich

blieb nach dem Mordversuch fest davon überzeugt, daß sie

eine schlechte Schülerin sei und sich davor schäme, ihre

falschen Buchstaben herzuzeigen. **Vielleicht konnte ich meinen**

**Stolz nur retten, indem ich mir das sagte.**

Sie nahm eine schreckliche Rache an mir, die sie zwar dann und

auch später hartnäckig ableugnete. Alles was ich zu ihren

40/41

Gunsten einräumen könnte, ist, daß sie vielleicht nicht wußte,

was sie getan hatte.

Der Hauptteil des Wassers, das man in den Häusern verwendete,

wurde in riesigen Fässern von der Donau heraufgeführt.

Ein Maultier zog das Faß, das in eine besondere Art von

Gefährt eingebaut war, und ein »Wasserträger«, der aber gar

nichts trug, ging vorn an der Seite mit einer Peitsche. Das

Wasser wurde vorm Hoftor um wenig Geld verkauft, abgeladen

und kam in große Kessel, worin es abgekocht wurde. Die

Kessel mit dem kochend heißen Wasser wurden vors Haus

geschafft, auf eine längliche Terrasse, wo sie zum Abkühlen

eine gehörige Weile standen.

Laurica und ich vertrugen uns wieder wenigstens so gut, daß

wir manchmal Fangen miteinander spielten. Einmal standen

die Kessel mit dem heißen Wasser da, wir liefen zwischen

ihnen hin und her, viel zu nahe dran, und als Laurica mich

gleich neben einem von ihnen fing, gab sie mir einen Stoß, und

ich fiel ins heiße Wasser. **Ich war am ganzen Leib, nur am Kopf**

**nicht, verbrüht. Tante Sophie, die das schreckliche Geschrei**

**hörte, holte mich heraus und zog mir die Kleider herunter, die**

**ganze Haut ging mit, man fürchtete für mein Leben, und ich**

**lag unter argen Schmerzen viele Wochen lang zu Bett.**

Der Vater war damals in England, und das war das Schlimmste

für mich. Ich dachte, ich müsse sterben, und rief laut nach

ihm, ich jammerte, daß ich ihn nicht wiedersehen würde, das

war ärger als die Schmerzen. An diese habe ich keine Erinnerung,

ich fühle sie nicht mehr, wohl aber fühle ich noch die

verzweifelte Sehnsucht nach meinem Vater. Ich dachte, er

wisse nicht, was mir geschehen war, und schrie, als man das

Gegenteil beteuerte. »Warum kommt er nicht? Warum

kommt er nicht? Ich will ihn sehen!« Vielleicht zögerte man

wirklich, vor wenigen Tagen erst war er in Manchester angekommen,

wo er unsere Übersiedlung vorbereiten sollte, vielleicht

dachte man, mein Zustand würde sich von selber bessern

und er müsse nicht auf der Stelle zurück. Aber selbst wenn

er es sofort erfahren und sich ohne zu zögern auf den Rückweg

gemacht hatte ‒ die Reise war weit, und er konnte nicht gleich

da sein. Von einem Tag auf den anderen vertröstete man mich,

und als mein Zustand sich verschlechterte, von Stunde zu

Stunde. In einer Nacht, man meinte, ich sei endlich eingeschlafen,

sprang ich vom Bett und riß mir alles herunter. Statt vor

41/42

Schmerzen zu stöhnen, schrie ich nach ihm »Cuando viene? Cuando viene?« - »Wann kommt er? Wann kommt er?« Die Mutter, der Arzt, alle anderen, die sich um mich bemühten,

waren mir gleichgültig, ich sehe sie nicht, ich weiß nicht, was

sie unternahmen, es muß in diesen Tagen viele und behutsame

Verrichtungen an mir gegeben haben, ich faßte sie nicht auf,

ich hatte einen einzigen Gedanken, es war mehr als ein Gedanke,

es war die Wunde, in die alles einging: der Vater.

Dann hörte ich seine Stimme, er trat von hinten an mich heran,

ich lag auf dem Bauch, er rief leise meinen Namen, er ging ums

Bett herum, ich sah ihn, er legte mir leicht die Hand aufs Haar,

er war es, und ich hatte keine Schmerzen.

Alles was von diesem Augenblick an geschah, ist mir nur aus

Erzählungen bekannt. Die Wunde verwandelte sich in ein

Wunder, die Heilung setzte ein, er versprach, nicht mehr

fortzugehen, und blieb während der nächsten Wochen. Der

Arzt war der Überzeugung, daß ich ohne sein Erscheinen und

seine weitere Gegenwart gestorben wäre. Er hatte mich schon

aufgegeben, aber doch auf der Rückkehr des Vaters bestanden,

seine einzige, nicht sehr sichere Hoffnung. Es war der Arzt, der

uns alle drei zur Welt gebracht hatte, und er pflegte später zu

sagen, daß von allen Geburten, die er erlebt habe, **diese Wiedergeburt**

**die schwerste gewesen sei.**

Wenige Monate zuvor, im Januar 1911, war mein jüngster

Bruder zur Welt gekommen. Die Geburt war leicht gewesen,

und die Mutter fühlte sich kräftig genug, ihn selbst zu stillen.

Es war ganz anders als das Mal zuvor, von dieser Geburt,

vielleicht weil sie so leicht vor sich gegangen war, wurde

wenig Aufhebens gemacht, und sie blieb nur kurz im Mittelpunkt

der Aufmerksamkeit.

Wohl aber spürte ich, daß große Ereignisse im Gange waren.

Die Gespräche der Eltern hatten einen anderen Ton, sie klangen

entschlossen und ernst, sie sprachen nicht immer deutsch

vor mir, und es war oft von England die Rede. Ich erfuhr, daß

der kleine Bruder Georg heißen werde, nach dem neuen König

von England. Das gefiel mir gut, weil es etwas Unerwartetes

war, aber dem Großvater gefiel es weniger, er wollte einen

biblischen Namen und bestand darauf, und ich hörte die Eltern

sagen, daß sie nicht nachgeben würden, es sei ihr Kind, und sie

würden es so nennen, wie sie wollten.

42 / 43

Die Rebellion gegen den Großvater war wohl schon eine

Weile im Gang, die Wahl dieses Namens aber war eine offene

Kriegserklärung an ihn. Zwei Brüder der Mutter hatten in

Manchester ein Geschäft gegründet, das rasch florierte, der

eine von ihnen war plötzlich gestorben, der andere bot meinem

Vater an, als sein Kompagnon zu ihm nach England zu

kommen. Für die Eltern war das eine erwünschte Gelegenheit,

sich von Rustschuk, das ihnen **zu eng und zu orientalisch** war,

und von der noch viel beengenderen Tyrannei des Großvaters

zu befreien. Sie sagten auf der Stelle zu, aber die Sache war

leichter gesagt als getan, denn nun begann ein erbitterter

Kampf zwischen ihnen und dem Großvater, der um keinen

Preis einen seiner Söhne hergeben wollte. Ich kannte die

Einzelheiten dieses Kampfes nicht, der ein halbes Jahr dauerte,

aber ich spürte die veränderte Atmosphäre im Haus und

besonders im Gartenhof, wo die Verwandten einander begegnen

mußen.

Der Großvater packte mich bei jeder Gelegenheit im Hof,

küßte mich ab und **weinte, wenn jemand es sehen konnte,**

heiße Tränen. Ich mochte diese viele Nässe auf meinen Wangen

gar nicht, obwohl er immer wieder verkündete, daß ich

sein teuerster Enkel sei und er ohne mich nicht leben könne.

Die Eltern erkannten, daß er mich gegen England einzunehmen

versuchte und erzählten mir, um dem entgegenzuwirken,

wie wunderbar es dort sein werde. »Dort sind alle Leute

ehrlich«, sagte der Vater, »wenn ein Mann etwas sagt, tut er es

auch, er braucht einem gar nicht die Hand darauf zu geben.«

Ich war, wie hätte es anders sein können, auf seiner Seite, er

hätte mir gar nicht zu versprechen brauchen, daß ich in

England gleich in die Schule kommen und Lesen und Schreiben

lernen würde.

Zu ihm, besonders aber zur Mutter, führte sich der Großvater

ganz anders auf als zu mir. Er hielt sie für die Urheberin des

Auswanderungsplans, und als sie ihm einmal sagte: »Ja! Wir

halten dieses Leben i n Rustschuk nicht mehr aus! Wir wollen

beide weg von hier!«, drehte er ihr den Rücken zu und sprach

nicht mehr zu ihr, während der Monate, die wir noch da

waren, behandelte er sie wie Luft. Den Vater aber, der noch ins

Geschäft mußte, überfiel er mit seinem Zorn, der schrecklich

war und von Woche zu Woche schrecklicher wurde. Als er

sah, daß er nichts ausrichten konnte, wenige Tage vor der

43 / 44

Abreise, **verfluchte er ihn feierlich** im Gartenhof, seinen Sohn,

vor den anwesenden Verwandten, die entsetzt zuhörten. Ich

hörte sie, wie sie untereinander darüber sprachen: nichts gäbe

es, sagten sie, das furchtbarer sei, als ein Vater, der seinen Sohn

verfluche.

44 /45

1. Edirne, zwoschen Plovdiv und Istambul. [↑](#footnote-ref-1)
2. [veraltend] ⟨etw., jmdn. überhören⟩ etw., jmdn. abhören [↑](#footnote-ref-2)